

## Die Möppala – ein fast vergessener fränkischer Weihnachtsbrauch

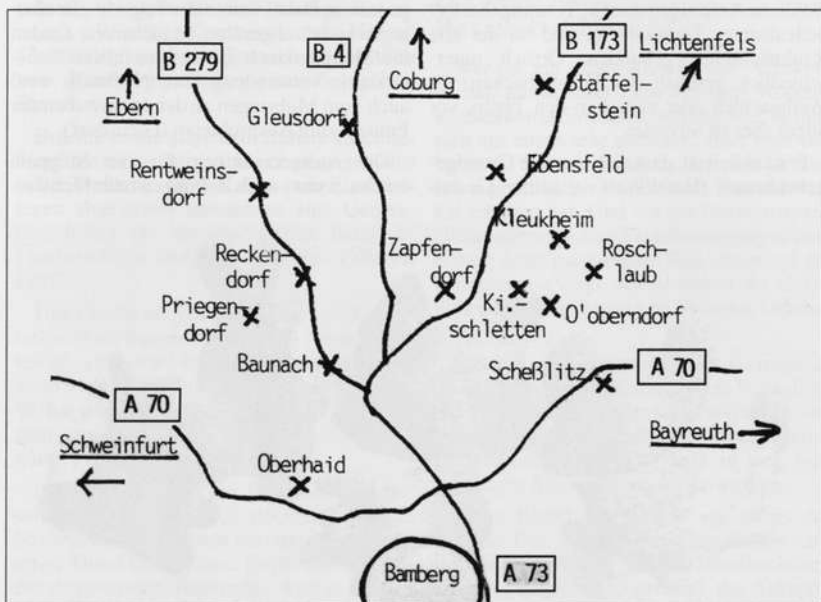
### Eine Entdeckung in letzter Stunde

Um 1985 stieß die engagierte und kundige Heimatfreundin Frau Irene Hottelmann-Schmidt (Bamberg) im **unterfränkischen Baunachtal** auf Restspuren eines Gebäckbrauches: In der Weihnachtszeit sammelte sich abends die Familie von den Großeltern bis zu den Kindern, um aus Roggenmehl und „Hutzelbrüh“ Tiere und Menschen des Bauernhofes und aus Wald und Flur zu nur wenige Zentimeter großen Gestaltungen zu teigen und bei geringer Herdwärme zu trocknen; Hefe oder Triebmittel fehlen. (Statt des Backens konnte man das fertige Teil auch nochmals in die Schnitzbrühe tauchen, was eine appetitlich rotbraune Färbung ergab.)

Bessergestellte Familien konnten einst mit ein paar Tropfen Vanilleöl oder etwas Farin-zucker das Kunstwerk verfeinern.

„Möppala“ nannte man diese Figürchen und ein rechter Könnner vermochte 30–40 Stück pro Abend zu „möppeln“. Jeder tat sein Bestes, und auch eine wunderbar geratene Figur galt: Entscheidend war anscheinend das Gemein-schaftstun. Alles geschah von Hand: Kopf und Beine wurden aus dem Rumpf herausgezogen, höchstens für die Gestaltung des Hahnenkam-mes o. ä. wurde schon mal mit einem Löffel-stiel oder Messerrücken nachgeholfen.

Hauptfigur war ein wolfsartiger Hund, dem unser besonderes Interesse gilt: Er tat dann für jeweils ein Jahr als eine Art Haushüter, an



Verbreitungsgebiet der Möppala.

Zeichnung: H. Hofmann (2003)

prominenter Stelle aufgestellt, seine Schutzpflicht. Von ihm kommt auch der Name „Hündlabacken“.

Sorgsame Befragungen alter Mitbürger (Feldforschung) und öffentliche Aufrufe vergrößerten die Zahl der ehemaligen Brauchtumsdörfer in ungeahnter Weise und weitete sie aus in den unteren Itzgrund und auch darüber hinaus. Schließlich konnten noch mindestens 20 Brauchtumsorte festgestellt werden und mehrfach wurde von Hochbetagten versichert: In allen Familien wurde bei uns gemöppelt. Allerdings betonte ein Zeuge: „Net in Rentweinsdorf – die sin evangelisch.“

In den uns Heutigen kaum vorstellbar düftigen früheren Zeiten war das Möppeln nicht nur ein Heidenspaß für alle, sondern ergab auch eine geliebte Süßigkeit für Kinder, wiewohl die schnell steinhart gewordene Zuzelware uns schwer genießbar erscheinen mag; allerdings blieb der feine Obstsaftduft unvermindert den Figürchen erhalten.

Als die Menschen noch kein Radio und Fernsehen und keine Zeitung hatten, war das fröhliche Anfertigen dieses „Termingebäcks“ bedeutsames Traditionstun und an die alte Rauhächtezeit gebunden. Örtlich unterschiedlich geschah das Hündlabacken vor Weihnachten oder zwischen den Tagen, vor allem aber zu Silvester.

Erstaunlich ist, dass sich gewisse Grundgegebenheiten (Hund/Wolf in seiner Gestal-

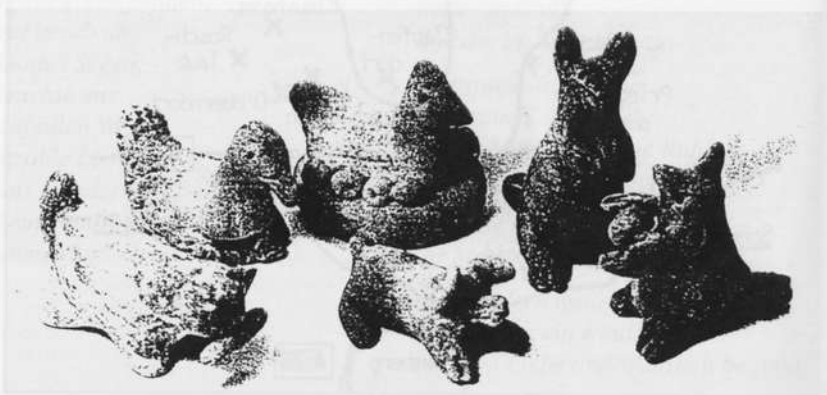
tung, die Scharfgezacktheit des Kammes oder Schwanzes bei Hennen, Pfauen und anderem Getier, dazu immer wieder eine Drei- oder Überbeinigkeit bei Tieren) durchgehalten haben, die kaum aus mangelndem Formungsvermögen erklärbar sind.

Alle genannten Einzelheiten können hier nicht dargestellt werden, doch erscheinen folgende Hinweise beachtenswert:

Die Paten, einst quasi zur Familie gehörig, verschenkten nach fester, vorgegebener Patenpflicht Möppala an ihre Patenkinder, auch wurden sie bei den Neujahrshischegängen der Dorfjugend von Haus zu Haus ausgegeben. In Priegendorf bekam jedes Kind einen Apfel und eine Handvoll der begehrten Möppala. Man wußte so im Ort auch, wer die schönsten zustande brachte. Eine Frau in Gleusdorf machte für die Kinder immer „ganze Schubber voll“ – und alle strömten zu dieser Kinderfreundin.

In Oberhaid stellte man die Möppala am Heiligabend vor der Mette her, sie wurden sofort in der Röhre getrocknet und gleich gegessen. Dabei wurde der Teig mit „Dreikönigswasser“ angerührt. Mancherorts fanden die Möppala auch als weihnachtliche Fensterzierde Verwendung. Eine Nachricht weiß auch vom Mitbringen zu den Lichtstuben der Frauen, zum Ausprobieren (Gleusdorf).

Die Aufmerksamkeit für die Möppala wuchs, sodass auch Zeitungen mehrfach dar-



Baunachtaler Möppala von Michael Dünninger 1978.

(Foto: Rudolf Mader)

über berichteten. 1989 gelangten Figuren des bis zu seinem Tod noch möppelnden Reckendorfers Michael Dünninger († 1982) ins Baunacher Museum. Und im Advent 2000 führte die Kunstlehrerin der Baunacher Hauptschule zum Vergnügen ihrer Kinder das Hündlabacken in den Unterricht ein. Auch das Fernsehen rückte im Advent 2002 an.

Festzuhalten ist, dass bis zum Auslaufen des Brauches nach dem Zweiten Weltkrieg gerade auch Männer (der Hausvater / die Söhne / die Knechte) als Brauchumsträger eingebunden waren. Stehen dahinter sehr alte Traditionen? (Auch das Krippenaufstellen wird bis heute in seit alters überkommener Weise fast immer dem Mann als dem eigentlichen Krippenherrn zugeordnet. In den großen Krippenlandschaften galt: Stirbt der Hausvater, darf in diesem Jahr die Krippe nicht errichtet werden.)

Im Fortgang der Erkundigungen (Aufspüren spärlicher literarischer Zeugnisse, zudem Rückmeldungen auf Presseveröffentlichungen) kam nun heraus, dass unsere Möppala als „Neujahrshündla“ (häufige Benennung), „Wipala“ (Kemmern) und „Hiften“ (Zapfendorf) auch **im Bereich nordöstlich von Bamberg** selbstverständlich geübter Brauch waren.

Brachte es die allgemein frühere Erschließung dieses wichtigen Durchgangsgebietes in der Moderne mit sich, dass (von Einzelbelegen abgesehen) mindestens eine Generation früher als im abgelegenen Baunachlandstrich die Gepflogenheit zum Erliegen kam?

Das Gebiet um Scheßlitz, Ebensfeld, Stafelstein (wo man den Hauswolf in eine Feuerbrunst warf) wäre da zu nennen, doch bleibt wohl vieles im Dunkeln. Der Anonymus Dr. W. hat dort um 1900 etwas Material zusammengetragen und auch einige kleine Zeichnungen erstellt.

Die Grundstruktur des Brauches war dieselbe wie im Baunachtal, doch sind geringe örtliche Besonderheiten bezeugt: Der wolfsartige Hund konnte zwei Köpfe haben, auch die zackenreiche Gluckhenne wird gegen den Blitzschlag aufbewahrt (Kirchsletten, wo man auch dem Vieh am Neujahrmorgen ein

Stück der Backware gab), Schweine und Katzen dürfen nicht gemacht werden, weil sie aus der Pfanne springen und dadurch ein Brand entsteht (Zapfendorf).

Eine betagte Zeugin weiß, dass man daheim die Hündla zum Verzehr bei der Feldarbeit im Sommer mitbekam, und man generell gegen Blitzschlag die Backware im Küchenschrank verwahrte (Zapfendorf).

Allgemein scheint sich im diesem Bereich in der Neuzeit eine Tendenz zum Ausbacken in Fett und auch schon eine Ausformung in selbsthergestellten Ausstechern (Kirchstetten, Kleukheim, Oberoberndorf) angebahnt zu haben. In Roschlaub ging man, in Kenntnis des früheren Hutzelsaftgebrauches, bei der jüngeren Generation zur Birnschnitzverwendung über, doch blieb das Roggenmehl.

Der Wolf als Haushüter, die eigentümlich-scharfkantige Figurenformung und auch das Mittun der Männer deckten sich mit dem Baunachgebiet.

### *Die große Frage: Was steckt dahinter?*

Wer nur ein wenig Ahnung von Volkskunde hat, merkt sofort: Die hiesigen Möppala können keine Einzelerscheinung sein, es muß sich um einen sehr alten und auch weit verbreiteten Brauch handeln, der sich in dem etwas gemütlich-verschlafenen Baunachwinkel erhalten hat. Und vor der Deteriorierung (Verminderung) zum Familienvergnügen muß er eine noch ganz andere Bedeutsamkeit gehabt haben. (Vergl. das Absinken der christlichen Symbole Engel und Stern ins Dekorative.)

Die **Spurensuche** erweist sich als mühsam und meist enttäuschend, denn im Volk allgemein gehandhabte Sitten wurden früher kaum je schriftlich fixiert, und die Möppala selbst sind natürlich immer alsbald in den stets hungrigen Kindermägen verschwunden.

Einen Einschnitt brachte vor allem das 19. Jh.: Das Hausbacken ging zurück (aus Brandschutzgründen wurden Dorfbacköfen, einzeln gelegen, durchgesetzt), das Aufkommen des Zuckers ergab neue Süßungsmöglichkeiten, Backwaren wurden mehr gemodelt als

von Hand geformt, und allgemein setzte ein Nachlassen der häuslichen Festgestaltungen durch andere Ablenkungen ein. Dem Brauchtum, immer dem Wandel unterworfen, widerfahren beschleunigte Veränderungen.

Immerhin finden sich einzelne Zeugnisse und erste Pemmatologen (Gebäckforscher) entdecken für unsere Frage belangvolle Hinweise. Im Geist der Zeit werden die „Gebildbrote“ (Begriff von E. L. Rochholtz 1867) schnell und mit fortdauernder Wirkung aus germanischen Kulthandlungen erklärt, die im Gebäck fortleben oder gar wachgehalten werden: Julbrote, die Julhenne, Eber und Gänse etc. werden hervorgeholt. Der bedeutende M. Höfler († 1914) leitete so gut wie alles aus dem Totenkult ab (für die Totengeister ausgelegte Speisen, die man nicht berühren darf, bis sie durch deren Besuchung zu Segensmitteln werden). Zu grotesken Übersteigerungen solcher Überlegungen kommt es im Dritten Reich und seinem Umfeld: Wiewohl die Quellenlage für germanisches Brauchtum sehr kärglich ist (und wohl auch lokal nicht einfach gleichartig), lehrte mancher im Brustton einer Überzeugung, als ob er dabei gewesen wäre.

Heute urteilt man viel vorsichtiger. Der wichtige Schweizer Gebäckforscher M. Wähler („Die lieben Weihnachtsbräuche sind gleichsam ein Stück von uns selbst“; er will sie bewahren) bejaht durchaus heidnische Wurzeln im europäischen Gebäckbrauch, schreibt jedoch schon 1951: „Es wäre aber falsch, wollte man hinter jedem Festgebäck irgendeine alte heidnische Symbolik vermuten“.

Wir werden sagen: Die bewußte Verlegung des Geburtsfestes Christi im 4. Jh. auf die heidnische Sonnengott- und Sonnwendfeier (für die Kirche zudem lange Neujahrstermin) brachte eine Vermischung alter Traditionen und christlichen Glaubensgutes auch im Gebäckbrauchtum, der dann missionierten Völker. Dazu gilt: Termingebäck war schon immer besonders segensvoll, doppelt aber, wenn es zu einer Benediktionshandlung in die Kirche gebracht worden war. (Bis heute bringen katholische Christen Körbchen mit Osterware mit zum Auferstehungsgottesdienst.) Zudem wissen wir: Es gibt das Volksleben stabilisierendes Brauchtum, das seine Kraft in der

Handhabung hat, auch wenn der ursprüngliche Sinn dahinter verlorengegangen ist.

### *Möppala auch anderswo?*

Für den Bereich der Rauhen Ebrach (Nebenfluß der Regnitz westlich Bamberg) schreibt Haas 1819, man backe zu Weihnachten allerlei Figuren unter dem Namen Hauswolf „ohne Zweifel ein Gebrauch aus alter Zeit, wo man heimlich innerhalb seiner vier Wände noch einen Götzen verehrte „während man öffentlich wie ein Christ tat.“

Das Thurnauer Töpfermuseum besitzt einige im frühen 19. Jh. hergestellte gemodelte Tonfiguren aus örtlichen Töpfereien, Möpper oder Moppes genannt, auch Hund und Hahn. Ein Löwe stammt aus einer Abfallgrube. Auch die Veste Coburg gab aus ihren Kunstsammlungen einige der für sie nicht einordbaren Stücke als Dauerleihgabe ab. Vermutlich griffen dortige Meister (Töpferort seit der 2. Hälfte des 18. Jh.) den Möppala-Brauch auf und verfertigten die kleinen Figuren als Kinderspielzeug, das auf den Jahrmärkten vertrieben wurde. Es gibt noch alte Formen.

Ein einsamer Beleg aus Schönderling (bei Bad Brückenau) zeigt, daß man bis um 1920 am Neujahrsmorgen zum Kaffee „Wölferje“ aus Roggenmehl mit Hutzelstückchen aß. Wir gehen sicher nicht fehl, daß die genannten Fundorte nur stellvertretend für eine einst große Verbreitung des Brauches stehen.

(Eigentümlicherweise ist den Gebäckforschern sowohl der Name Möppala, als auch das Baunachgebiet offenbar entgangen.)

J. Jünemann gibt an, dass auch in der Oberpfalz das Wölflbacken Brauch war (doch ohne Belegstellen).

Die vollkommene Duplizität unserer Möppala gab es einst, weit ausgedehnt, **im Badi-schen** in der Bühler Gegend: Man könnte die Figürchen austauschen. Der dortige Brauch wurde früh gesehen und 1929 von O. A. Müller dokumentiert. Man sagte jedoch dort „Hohwölfl“ (vielleicht vom hervorgehobenen Standort: Gegenüber der Eingangstür, im Herrgottswinkel oder bei Evangelischen auf dem Bibelbord) oder „Wowölfl“ (Kinder-

sprache?). Die Bezeichnung Hahnwächel bleibt dunkel (Scherzheimer Gebiet), wenn man nicht an den Wächter gegen den roten Hahn denken will.

Den Wolf zu formen, war Sache des Hausvaters. Und auch hier: Der Wolf bot Schutz vor Blitz, Feuer und Ungewitter und war allgemein glückbringend. Auch kranken Tieren wurde das Gebäck gegeben.

Im Badischen gestaltete man auch Affen und andere Tierfiguren; auch Adam und Eva wurden gebacken und selbst Bretzeln gehörten in den Bestand. (Man buk anscheinend örtlich die Hohwölfe noch in Schmalz aus. – Grundmaterial war Roggen und „Schnitzbrüh“, Saft aus gekochtem Dörrobst).

Anmerkenswert: Es gab Dörfer, die die Dreibeinigkeit für „Hündle und Wölfe“ forderten. – In einem Ort wurden während der ganzen Zeit des Teigens Lieder gesungen und kleine Sprüche vom Hirten aufgesagt (Vim-buch bei Bühl um 1920).

### *Die Bezeichnung Möppala*

klings manchem traulich-fränkisch (vergl. Moggala = Kälbchen / Tannenzapfen) und birgt doch Probleme, zumal mit dem unfränkischen doppelten harten **p**.

Beim Durchforsten der deutschen Mundart-Wörterbücher stoßen wir auf einen sehr alten, vielleicht im Niederdeutschen beheimateten Wortstamm, der in Richtung schiefer, verzogen, grob-rundlich verweist. Der Hundename Mops, das Mops Gesicht, ein möppeliger Mensch, muffig, fiese Möpp usw. sind spätere Ausprägungen dieser Wurzel.

Bescheidene Gebäcke (meist aus Roggenmehl und Hutzelsaft), als Moppen o. ä. finden wir im rheinischen und norddeutschen Gebiet. Auch die heute köstlichen Bentheimer Moppen waren ursprünglich ein einfaches Roggengebäck.

Aus dem heftigen Kauen solcher Backware kommt auch das Dialektwort moppeln / müppeln in manchen deutschen Gegenden. –

Schon um 1929 fiel O. A. Müller auf, daß selbst da, wo reichlich Weizen vorhanden ist, das Wölfebacken unverändert mit Roggenmehl geschieht und er spekuliert über dieses

zähe Festhalten an der überkommenen Beißware.

Da das Wort Möppala in keinem Wörterbuch zu finden ist, mögen wir am Ende doch davon ausgehen, daß es sich um die fränkisch-liebenswerte Spezialbildung aus der alten Wurzel mop / mup handelt?

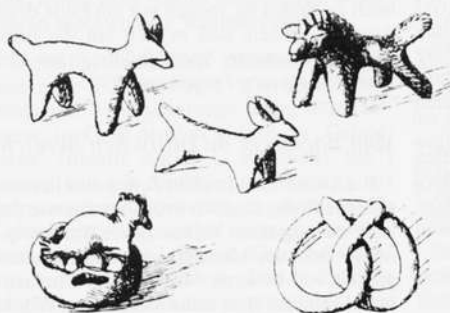
### *Vom Backwerk im kultischen Bereich*

Backware hatte zu allen Zeiten eine herausragende Rolle, ist doch Brot so etwas wie der Lebensertrag eines Volkes. In der Brotgewinnung erlebt der Mensch seine totale Abhängigkeit von höheren Mächten. Im Christentum erfuhr das Brot seine nachhaltige Würde und Heiligung durch die 4. Bitte des Vaterunsers.

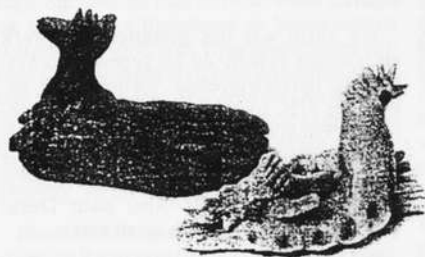
Vor allem war das **gestaltete Teigwerk** auch immer zu mehr da, als gegessen zu werden: In tiefverwurzelten Vorstellungen gewinnt es z. B. apotropäische (Unheil abwehrende) Funktionen, findet Verwendung als Ablösungsoffer, wird im Ähnlichkeitszauber gebraucht, es hängen am Gebäck Auguria (Weissagungsmomente). Aber auch Therapeutisches und Segnendes spielt herein.

Die Rahnächte, seit je mythisch besonders dicht besetzt, waren bevorzugte Gebäckbrottermine. Der unterschiedliche Zeitpunkt des Wölfebackens (Weihnachten / Silvester / Neujahr / Epiphania) dürfte auf die Kalenderverschiebungen und den lange nicht einheitlichen Jahresbeginn zurückzuführen sein: Alles spricht dafür, den Brauch im Bereich des Apotropäischen und Glückbringenden anzusiedeln. Und Neujahr, das ja früher viel mehr bedeutete als ein Datum, wurde in den Völkern allgemein mit einem Reichtum unterschiedlichster Backwaren begangen, die alle ihre Geschichte und Symbolik besaßen. Das wird auch aus dem fränkischen Raum berichtet.

Es sei auch gesagt, daß der **Hutzelsaft** nicht nur ein Bindemittel war. Im Extrakt des im Sommer sonnengereiften Dörrobstes sah man so etwas wie eine süße, zum Überwintern taugliche Heilkraft. Auch war das Fruchtebrot / Hutzelbrot immer wesentliches Winterbackwerk. Der Hutzelsaft hatte eine Nähe



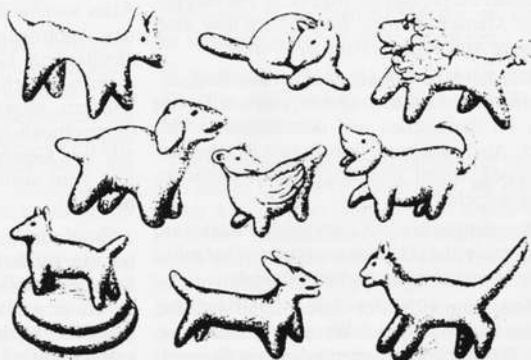
Hohwölfe aus Moos bei Bühl.  
(Handwörterbuch des deutschen  
Aberglaubens, 1932)



Zwei moderne Pfaue:  
Links in Reckendorf bei Baunach gemöppelt,  
rechts aus einer Gruppe „Teigdekorationen  
vergangener Zeiten“, in Tschechien hergestellt  
und in fränkischer Konditorei angeboten.

(Fränkischer Tag Bamberg 1983,  
FT-Foto R. Mader)

Wowölfe von 1928 (aus Jünemann)



Hohwölfe,  
Zeichnungen von 1984  
(aus Helm)

zum kostbaren Honig, den man als eine Art konzentrierter Sonnenspeise verstand. Noch heute verteilt das „Christkindla“ bei den eigenartig-altertümlichen Heiligabend-Umzügen in Trebgast (bei Kulmbach) Trockenobst.

Wo im Alten Testament der Honig (Hebr. d-basch) als exemplarische Gottesgabe gerühmt wird (z. B. Verheißung des Landes, wo Milch und Honig fließt 2. Mose 3,8 / 4. Mose 13,27 u. a.), scheint nur in Ausnahmefällen der so seltene wilde Honig gemeint zu sein, zumal Israel in biblischer Zeit die Bienenzucht vermutlich nicht kannte.

Meistens verweist das Wort auf einen süßen aus Trauben, Feigen, Datteln und Johannisbrot gewonnenen Sirup, ähnlich dem dibs der Fellachen.

(Eine den Kindern gereichte Honiggabe spielte im frühen christlichen Taufzeremoniell eine Rolle als Himmelspeise).

### *Die Möppala im großen Gebildbrotreichtum: Ein wendischer Brauch*

Soweit erkennbar, ging mit der Übernahme des christlichen Glaubens vorhandenes Gebäckbrauchverhalten nicht unter – eher das Gegenteil war der Fall. Christus als das Brot des Lebens (Joh. 6,35) und das Abendmahlsbrot ergaben Anknüpfungspunkte (hostia = Opfer). So lassen die spärlichen Überlieferungen in katholischen, orthodoxen und später, reduziert, in evangelischen Gebieten auch auf getaufte Brauchumsreste der Mittwinterzeit schließen.

Das berühmt gewordene Konzil von Liftine im Heenegau (heutiges Belgien) von 743 sah sich gezwungen, den Christen aus Mehl gefertigte Götzenbilder zum Kauf, zum Essen und zum Aufstellen in den Häusern zu verbieten.

Allgemein hat der heute lebende Mensch keine Ahnung mehr davon, was bis ins spätere 19. Jh. hinein für ein gewaltiges Gebäckbrauchtum das Jahr gestaltete, oft von Ort zu Ort wechselnd.

Wo ein Landstrich länger seine bäuerliche Prägung bewahrte, vorwiegend im osteuro-

päischen Raum, hielt auch derartiges Brauchtum an. So sei vor allem auf das reiche Formgebäckherstellen in Polen (dort auch als Christbaumschmuck verwendet), Tschechien, der Slowakei und am Balkan verwiesen. Aber auch Skandinavien, Österreich, die Schweiz oder Portugal mag man nennen.

Sehr vieles spricht nun dafür, dass unser Möppala-Brauch in **uralten wendischen Vorstellungen** wurzelt, wobei hier mit Wenden über die Sorben hinaus allgemein die vor allem in Mittel- und Ostdeutschland sowie in den Ostalpenländern ansässigen Slawen gemeint sind. Nachrichten aus vom slawischen Kulturbereich beeinflussten Gebieten sind in diesem Zusammenhang bemerkenswert:

Eine Mönchschronik von 1397 belegt z. B. ein Neujahrsbacken im Preußischen („mit vielen Teiggebilden und sonst was man kunnt“), und auch andere Quellen sprechen von vielerlei Gestaltungen, vor allem von Tieren, im norddeutschen Raum bis hinauf nach Königsberg und Litauen

H. Kronenberg-Frentzen schreibt 1959, dass „bis in unsere Tage“ in der Silvesternacht ostpreußische Bauern ihrem Vieh neuerlei Kleingebäck in Tierform zu fressen geben, um es vor Schaden zu bewahren – ein Zeichen „heimlich weiterlebenden Fruchtbarkeits- und Segenszaubers“.

In den Magistratsakten Pommerns wird seit 1451 der Brauch bezeugt, Osterwölfe aus Roggenmehl zu machen. Dieses früher dort beherrschende Ostergebäck, noch bis zum Zweiten Weltkrieg verbreitet, soll einst im Zusammenhang mit der Sündenüberwindung gedeutet worden sein, doch sind seine Wurzeln gewiss viel älter. Man zog aus dem Teig vier Zipfel = vier Beine und das aufgerissene Maul heraus. Unzweifelhaft befinden wir uns hier in altem wendischen Gebiet. – In allerjüngster Zeit wird dieses Osterwolf-Gebäck im Bereich Wolgast (östlich von Greifswald) wieder in Bäckereien angeboten.

Der heutige Fachmann F. Nießen, ein Priester und Bäckermeister, schreibt 1985: „In vielen Ländern Mitteleuropas werden wahre Kunstwerke am Silvesterabend geschaffen ...



ein wahrhafter Mikrokosmos, das ganze häusliche Universum.“

Im urwendischen Bereich Markgrafpieske bei Fürstenwalde und in Köpenick buk man noch im 20. Jh. Pferde, Hunde, Hasen, Schweine u. a. aus Mehl und Sirup. Und 1991 interpretiert J. Kandert essbares Kinderspielzeug als ursprüngliche Opfergabe, das seine Anfänge bei den christlichen Slawen des 12. Jh. habe.

So vermuteten schon Haas (1819), der Anonymus Dr. W. (1906) und vor allem die großen Forscher M. Höfler und O. A. Müller für die Hohwölfler (bzw. Möppala) slawische Zusammenhänge, auch auf den Bereich Muskau bei Cottbus und eben Pommern / Ostpreußen verweisend. Auch schlesische und sächsische Wenden hätten Hündleinsbrot und allerlei Getier gebacken. – Der Brauchkundler J. W. Wolf 1852: „Im Wendischen haben Kuchen stets die Form von Pferden, Schweinen und anderen Tieren.“

Es sei daran erinnert, dass die Schaffung des **Bistums Bamberg** 1007 von Heinrich II. auf der Reichssynode zu Frankfurt mit der energischen, völligen Christianisierung der Main- und Regnitzwenden gefordert worden war, die bislang nur unzulänglich dem christlichen Glauben zugetan waren. Auch spricht einiges dafür, dass Baunach eine der 14 von Karl dem Großen zur Slawenmissionierung errichteten Kirchen war. Betrachtet man die 1957 von H. Jakob erstellten Ortsnamentypen-Karten für das Itz-Baunach-Gebiet der Mainwenden „als vorgeschobene Zunge des nördlich angrenzenden Sorbenlandes“ sind wir mitten in dem vom Möppalabrauch berührten Gebiet.

(Wichtig ist, dass die Regnitz-Wenden als Siedler gewollt und schnell integriert waren. Sie stellten keine Unterschicht dar, sondern waren den Deutschen gleichgestellte „Reichswenden“ von allgemeinpolitischer Bedeutung, die sich dann mit der einheimischen Bevölkerung vermengten und deren Sprache im 12. Jh. erlosch.

Umso erstaunlicher bleibt die Zähigkeit, mit der sich das Hündleinbacken durchgehalten hat. Man mag über das innere Movens rätseln.)

## Die Sache mit dem Hund / Wolf

Unstreitig treffen wir hier auf die **Zentralfigur** und bekommen es mit ganz weit zurückreichenden mythologischen Traditionen zu tun, die sich allgemein im Volksdenken erhalten haben. Der Wolf (Das Wort aus indogermanischem Stamm: Der an sich Reißende) ist als blutgieriges Wesen negativ besetzt und findet Widerspiegelung in Sagen, Märchen, (Orts-)Namen, Wappen usw. bis hinein in die Literatur.

Forscher verweisen auf den Zusammenhang des Wolfs mit Wodan (Fenriswolf), dem furchtbaren Kornwolf / Roggenwolf als Verkörperung von Vegetations- und anderen Dämonen, sowie auf die Werwolfüberlieferungen. Doch letztlich muß vieles im Unbestimmten bleiben.

(Ph. Schmidt deutet 1941 ein Hauswolf genanntes Gebäck in Menschengestalt, damals im Steigerwald noch backüblich, als Überrest von Menschenopfern. – Und H. Gauch behauptet 1939: „Die heidnischen Slawen trugen zur Wintersonnenwende ein Wolfsbild herum“. Die Bezeichnung Wowölfe bedeute Wotanswölfe.)

Der Wolf war einst eine **reale Bedrohung** für Häuslichkeit, Stall und Viehweide. Der Dezember trug auch den Namen Wolfsmonat; womöglich aus germanischen Mittwintertraditionen erwachsen. (Oder einfach wegen des in karger Jahreszeit gefährlich nahekommenden Beutesuchers? Erinnert sei an Lenaus Gedicht „Vor Kälte ist die Luft erstarrt“ vom Winter 1831/32 in Heidelberg: „Dort heult ein Wolf im tiefen Waldesraum“.)

Die Landgüterordnung Karls des Großen ist frühestes Zeugnis für eine genau geregelte Bekämpfung des Wolfes. Und vor allem nach dem 30-jährigen Krieg bis noch hinein ins 18. Jh. mußten vielerorts die Untertanen zu allgemeiner Bejagung des auch Feld-Hund oder Wald-Hund genannten Tieres aufgeboten werden.

So saß die **Wolfsfurcht** tief im Empfinden der Menschen, mit Folgen bis hinein ins Zeichenhafte. Der 'Haushüter' war dann als mythisch verstandener Hund stärker als der



Wolf, bzw. er bekämpfte als Wolf nach dem auch im Volksdenken verbreiteten Grundsatz *similia similibus* (Gleiches mit Gleichem) die Wolfsgefahr. (Es gibt im Volksglauben auch die Verkehrung von verschlingender Macht in eine behütende als besondere Kraftquelle.)

Der letzte wahrhaft fränkische Wolf wurde am 21. November 1809 im Klosterwald bei Aurach (Mfr.) erlegt: Er wurde ausgestopft und war lange in den Sammlungen der Universität Erlangen zu sehen; noch um 1980 konnte man ihn im Erlanger Stadtmuseum bestaunen.

Bis in die Zeit um 1980 hielt sich im Bayerischen Wald vereinzelt der Brauch des „Wolf-austreibens“: Eine kirchlich abgesegnete, zuletzt eher klamaukhafte vorwinterliche Unternehmung der Dorfjugend mit großen Glocken und Scheppern.

### *Religiöse Schutz- und Abwehrformeln in Wolfsnöten*

Um den Menschen, vor allem aber das gefährdete Vieh vor dem Wolf zu schützen, kannte man eigene **Segenssprüche**, die etwa beim Austreiben verwendet wurden.

Frühestes Zeugnis ist der bekannte sog. Wiener Hundesege (um 900), in dem die Hirtenhunde dem Schutz Christi und des Hl. Martin unterstellt werden. Schon hier findet sich der durch die Jahrhunderte getragene Gedanke, daß Christus schon vor dem Wolf war, also stärker sei. Ähnliche Schutzsegen, die auch in die Nähe von Zaubersprüchen geraten können, sind bis weit in die frühe Neuzeit hinein überliefert, wobei Christus, die Hl. Dreieinigkeit oder auch der Hl. Geist als Hüter angerufen werden.

Die Rauhächte galten seit je als Zeit besonderer Verdichtung böser Wolfstätigkeiten; man glaubte an ein konzentriertes Sichversammeln der Werwölfe und sah (nach J. H. Albers 1891) einen Zusammenhang zwischen dem die Sonne verschlingenden Fenriswolf und der aufgehenden Lichtsonne Christus. So fanden Wolfssegen Eingang in den **Christnachtgottesdienst**. Man dachte: Mit Christi Geburt hat etwas Neues begon-

nen, der Wolf und alle wilden, satanischen Hunde haben ihr Spiel verloren. Der neugeborene Heiland (salvator) wird dem Bedroher entgegengesetzt. 1783 setzte der aufklärerische Kaiser Joseph II. durch Rechtsakt die Änderung des Weihnachtsrituals durch und verbot diese Segen für die österreichischen Lande: Sie waren weit verbreitet. Bis dahin war der Priester nach der Mette mit dem Allerheiligsten vor das Kirchenportal getreten, sang vier Evangelien und spendete nach allen Himmelsrichtungen den Segen, der im Volksglauben der Abwehr der wilden Tiere galt.

In der Wiener Stephanskirche wurde der Wolfssegen in der Christnacht nach dem Hochamt gesungen. Er bestand im Absingen des gesamten **1. Kapitels des Matthäusevangeliums** „in einem absonderlichen Ton unter Läutung der großen Glocken“.

Doch auch dem Protestantismus war dieser Text das wesentliche Wolfsbewahrungsgebet.

Math. 1 ist bis heute Christnachtlesung der evangelischen und Heiligabendlesung der katholischen Kirche – und zwar mit dem langen Geschlechtsregister Jesu! Der Stammbaum will sagen: Gottes Hand war in dieser Verheißungsgeschichte, die auf Jesus zuläuft, als der zentralen Erlösungsgestalt der Welt. Und darum gilt (V21): „Er wird sein Volk erretten“ und (V23) „Gott ist mit uns“. So sind die Verse 18–25 auch als volkstümliche Kurzform des Wolfsegens überliefert. (Man verband solche Schutztexte mit Vaterunser und Ave Maria.)

Zu bedenken ist auch, daß David Matth. 1,1 der erste im Neuen Testament genannte Sterbliche ist und (1. Sam. 17,34 f.) dem Kirchenvolk als vorbildlich tapferer Hirte vertraut war. Dass sein Kalendertag durch das Martyrologium Romanum auf den 28. 12. gesetzt ist, also in diese besondere Zeit, traf sich gut. (David ist angereicht an die sog. comes Christi, die zum Ehrengolge Christi zählenden biblischen Heiligen der Weihnachtsoktav. Auch die orthodoxen Menologien setzen David um das Christfest. So ist seine heilsgeschichtliche Relevanz gesichert.)

Die volkstümlichen **Wolfsheiligen** (vor allem Poppo und Simpert) waren Wolfsbezwinger; die in Bayern vielverehrte Radegundis von Wellenburg wurde von Wölfen tödlich angefallen.

M. Lurker weiß (1993), dass bei den Slawen der sog. Wolfshirte (in Wolfsgestalt oder auf einem Wolf reitend) als eine Art höherer Waldgeist der Beschützer des Viehs war; bei Russen und Kroaten wurde diese Funktion dann vom Hl. Georg übernommen.

All das ist als Hintergrundwissen auch beim Gebäckbrauch mitzusehen, das Volk lebte in solchen Vorstellungen.

### *Vom Wandel heidnischen Wolfs-Denkens in christlicher Rezeption (Übernahme)*

Es ist uns insgesamt wenig deutlich, was einst in diesen Hohwölfler / Hündlein (denn alle Teiggebilde bis hin zu Fabelwesen bezeichnete man mit diesem von der Hauptfigur abgeleiteten Namen) angelegt war, auch wenn die Forscher von germanisch-nordischen Grundvorstellungen (Fenriswolf u. ä.) ausgehen. O. A. Müller sieht in ihnen wenigstens die „Verkörperung dämonischer Wesen“.

Man sollte jedoch die Zeichnung des Wolfes in der durch die Jahrhunderte dominierenden christlichen Predigt nicht unterschätzen: Der Wolf als Lebewesen wird in der kirchlichen Lehre entdämonisiert, ist nur noch Trägerfigur einer allerdings bitteren Satansvorstellung.

Schon im Alten Testament ist der Wolf das blutrünstige Tier schlechthin (Hes. 22,27 / Zeph. 3,3 u. a.). Wenn Christus (Matth. 10,16) die Jünger wie Schafe unter die Wölfe sendet und selbst als der gute Hirte dem Wolf entgegentritt und sein Leben für die Seinen einsetzt (Joh. 10,11 f.), ist der Wolf Metapher für den unermüdlich umherschweifenden Satan (man vgl. dazu auch 1. Pt. 5,8).

In dem berühmten Physiologus, einem um 200 in christlichen Kreisen entstandenen und die gesamte abendländische Kultur tangierenden Buch, wird der Teufel wolfsähnlich dargestellt. Und schon im 4. Jh. finden wir im Rom ein christliches Fresko mit dem Satan in

Wolfsverhüllung. Auch der Heliand schreibt den Richtern Christi im Hohen Rat eine wölfische Gesinnung zu. Und vor allem bei den Kirchenvätern wird der Wolf zum Satansbild.

Dennoch scheint es unzutunlich, wie G. Scherf von einer „Diabolisierung des (Wer-)Wolfes“ zu sprechen, denn das widerspricht zutiefst dem christlichen Schöpfungsglauben: Die Kirche bleibt im Bildhaften (selbst wenn der Volksglaube oft anders gedacht haben mag).

Es ist verständlich, wenn sich die reale Wolfsangst vor allem im Gebetsbereich mit einer allgemeinen Warnung vor der Kraft und Hinterhältigkeit des Bösen verband, der gerade dem mittelalterlichen Menschen genug zusetzte.

Hierher gehört z. B. auch, wenn Luther die „Klüglinge“ eindringlich mahnt, der Teufel sei uns viel näher, als wir denken. Und auch wenn Christus erschienen sei, die Werke des Teufels zu zerstören (1. Joh. 3,8), sei das Leben des Christen ein „immerwährendes“ Ringen „unter Christus“ zu bleiben. (Vergl. auch 1. Tim. 6,12).

Das Wissen um die **ständige Gefährdetheit des Menschen** hatte wesentliche Einflüsse auf die christliche Liturgie und bis heute in brauchtümliche Handlungen (Benediktionen usw.).

Irgendwie muß unser Gebäckbrauch, gewiß vielen Wandlungen unterworfen und mit abergläubischen Vorstellungen durchsetzt, als Tun im Bereich des Schutz- und Glückbringens durchgehalten haben, von realen Wolfsbedrohungen hin zum Wolf als christlichem Symbol für den „alt bösen Feind“, der es „mit Ernst jetzt meint“ (Luther) und vor dem wir Bewahrung brauchen.

Bis dann (offenbar erst um die Wende des 19. zum 20. Jh.) der Brauch zum reinen Weihnachtszeitpiel wurde.

(Das Problem einer Bewertung des Möppalbrauches heute sah offenbar schon der oben genannte begabte und begeisterte Möppalhersteller Michael Dünninger, wenn er zunehmend kleine Neujahrs-Glücksschweinchen an die Mitmenschen vergab.)

Sicher ist O. A. Müller zuzustimmen, der bei den Hohwölfler von einer „zwar eigenarti-

gen, aber desto eindrucksvolleren Ausdrucksform der Volkskunst spricht. (Er sieht sogar nicht nur den Spieltrieb, sondern auch Poesie mitschwingen!)



Moderne Ausgestaltung einer Julhenne  
(aus Carius)

### *Das Möppeln heute nur Rest von Aberglaube und Kinderkram? Eine bescheidene Anregung*

Wo man das Möppeln, etwa bei Schulkindern, wieder aufleben läßt, sollte man mit Humor und geistlicher Weisheit an die Sache herangehen. Gerade weil die Möppala kein übliches Gebäck des Weihnachtskreises sind, bedarf es der Hinführung und auch unbedingt einer **Sinngebung**. Ein Verweisen auf überwundene vorchristliche Ursprünge wird dabei ebenso möglich sein wie auf die weitere Entwicklung des Wolfes, des Chefs des ganzen Gewimmels, hin zum freundlich-scherzhaft gemeinten Hausschutzzeichen. Doch genug ist das für die Weihnachtszeitgestaltung nicht.

Man könnte jedoch den Kindern die biblische Heilsverheißungen von dem endzeitlichen Friedensreich vor Augen stellen, wie sie etwa herzbewegend der Prophet Jesaja (Jes. 11, 6–9 und 65, 17 u. 25) in seiner großartigen Bilderschau ausspricht, wo dann sogar der Wolf neben dem Schaf weidet und Stroh frisst.

(Der Maler M. M. Prechtel zeichnete pfiffig einen das Schaf liebevoll umarmenden Wolf

als Illustration zu Thomas Morus ideal-satirischem Gesellschaftsentwurf 'Utopia'.)

Dass nicht nur der Mensch, sondern die **gesamte Schöpfung vom weihnachtlichen Erlösungsgeschehen mitgemeint** ist (Röm. 8, 19 / vergl. auch Hos. 2, 20), gehört von den frühen Kirchenvätern an zum Glaubensgut der Kirche. (Moderne Dichter hören sogar aus dem knirschenden Räderwerk der heutigen Technik den Schrei nach Erlösung.)

Dass die Weltgeschichte nicht in einem dunklen Loch endet, sondern um Gottes weihnachtlicher Liebe willen der Glaubende eine allversöhnte neue Welt, zusammen mit allen Kreaturen, erwarten darf, war zu allen Zeiten ein großes und stärkendes Trospotential der Christenheit mit erheblicher Anziehungskraft. Und gerade Kindern bietet das Bild vom wiedergewonnenen Paradies eine gute, bleibende Zugänglichkeit zur christlichen Eschatologie: Es schenkt eine lebensfestigende neue Sicht der Dinge.

Die Eindeutigkeit und Farbigkeit dieser Glaubensschau wurde gerade auch im Fränkischen in den einst so weit verbreiteten Paradies- oder Weihnachtsgärtlein unter dem Christbaum genutzt: Die Zukunftserwartung des Glaubens verändert unsere Gegenwart.

(Jes. 11 ist in der evangelischen Kirche Lesung und auch vorgeschlagener Predigttext auf den 2. Christtag; die katholische Kirche hat die Perikope um des Verheißungscharakters willen dem 2. Advent zugeordnet; allerdings ist die etwas gefällig-moderne Textdeutung im neuen Schott von 1983 Lesejahr A auch exegetisch nicht zu billigen.)

Nicht zu klären ist, ob es im hiesigen Raum eine späte Beziehung zwischen den Möppala und den Weihnachtsgärtlein gab (evtl. über die Thurnauer Spielzeug-Töpferfiguren?). Im Badischen jedenfalls fand das Volk im 19. Jh. da und dort Zusammenhänge mit der Paradiesgeschichte samt Adam und Eva oder auch der Arche Noah, während der berichtende Pfarrer (1889) fest dabei bleibt, es handle sich um die Wölfe des Wodan, der mit seinen Tieren an der Wintersonnwende auf Brautfahrt gehe, und dem man danach die Gaben weihte.

Für den böhmischen Raum jedoch vermutet der Verfasser bei den dortigen, besonders

im 19. Jh. nachweisbaren Roggen-Brotteigkrippen einen sicheren Zusammenhang. Sie sind hervorgegangen aus altem figürlichen Weihnachtsgebäck. (M. Mehling: Ursprung dieser Figuren im germanischen Kultbereich.) Auch die Herstellung von Hand mit Messer und Schere, das Austrocknen der in heißes Wasser getauchten Gestaltungen im Ofen, erinnert an überkommenes und neu gefasstes slawisches Brauchtum.

Als **bleibender Kern** der Vorstellungen aus lange zurückliegenden Generationen könnte man den Kindern behutsam deuten, dass der das Jahr über aufbewahrte Haushüter sagte: Unser Leben ist immer auch ein vielgestaltigen Gefährdungen ausgesetztes. Doch durch Weihnachten, **durch Christi Kommen**, sind wir **in guten Händen** bewahrt. Es hängt nicht alles an uns. Und es wartet ganz am Ende eine große Freude auf uns.

Dann wäre ein selbst gemachtes, fröhlich verschenktes Möppala eine zuversichtliche, sinnvolle Zeichengabe zu Weihnachten oder Neujahr, daß wir allezeit guten Muts sein dürfen.

Generell gilt: Alles weihnachtliche Gestalten, zumal das gemeinsame, ist ein nach vorn orientiertes, sogar über diese Zeit hinausschauendes Freudentum aus einer besonderen Tiefenschicht des glaubenden Menschen.

### **Möppala-Rezept**

*von Frau Irene Hottelmann-Schmidt, Bamberg*

*Man stelle einen Topf mit Wasser auf den Herd und koche darin die entsprechende Menge getrockneter Zwetschgen, bis eine süße, braune Hutzelbrühe entsteht.*

*Mit der Hutzelbrühe vermischt man Roggenmehl bis ein guter, fester Teig entsteht, der ein paar Stunden ruhen soll, damit er gut formbar wird.*

*Nur wenige Zentimeter groß stellt man dann Tiere aus Haus und Hof, Feld und Wald, aber auch Menschen, Engelchen und Wickelkinder her. Die Figürchen werden über Nacht in der Stube vorgetrocknet und am nächsten Tag bei leicht geöffneter Röhre mehr getrocknet als gebacken.*

### **Literatur in Auswahl:**

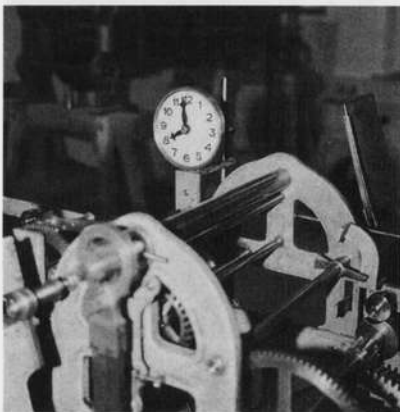
- Albers J. H., Populäre Festpostille, Metz 1891  
 Carius J., Gebildbrot, Königstein/T. 1982  
 Cassel P., Weihnachten, Neudruck von 1862, Wiesbaden o. J.  
 Eiselen H. (Hg.), Brotkultur, Köln 1995  
 Gauch Hermann, Kalender und Brauchtum, Beuern (Hessen) 1939  
 Gunzelmann G., Die Neujahrshündla, Mitteilungsblatt des Marktes Zapfendorf No.25, 1997  
 Haas, Geschichte des Slawenlandes, Bamberg 1819  
 Helm E. M., Hasenöhr und Kirmesfladen, München 1984  
 Höfler M., Neujahrsgedäcke, Zeitschr. f. österreichische Volkskunde, Wien 1903  
 Gebäcke in der Zeit der Rauhächte, dto.  
 Ostergebäcke, dto. 1906  
 Jakob H., Siedlungsarchäologie und Slawenfragen im Main- und Regnitzgebiet, Jahrb. Hist. Verein Bamberg 1957/58, Bamberg 1959  
 Jünemann J., Der Wolf, Mystifikation des Heils und Unheils, Dransfeld 1986  
 Kandert J., Volksspielzeug, Hanau 1991  
 Kronenberg-Frentzen H., Die alte Kunst der süßen Sachen, Hamburg 1959  
 Lurker M. (Hg.), Wörterbuch der Symbolik, Stuttgart 1991  
 Markmiller F., Der Tag der ist so freudenreich, Regensburg 1981  
 Mehling M., Die schönsten Weihnachtsbräuche, München/Zürich 1980  
 Müller O. A. Hohwölfler, Oberdeutsche Zeitschr. f. Volkskunde, Bühl 1929  
 Nießen F., Botschaft des Brotes, Kevelaer 1985  
 Nahrung sandte er ihnen in Fülle, Kevelaer 1988  
 Scherf G., Wolfsspuren in Bayern, Amberg 2001  
 Schmidt A. in Zeitschrift „Heimatklänge“ S. 155 f, 1934  
 Schmidt Ph., Volkskundliche Plaudereien, Bonn 1941  
 Währen M., Ges. Aufsätze (Hg. H. Eiselen), Ulm 2000  
 W. Dr., Neujahrshündchen, Deutsche Gaue 1906, Bd. VII (S. 18 f)  
 Standard-Fachlexika, Fachwörterbücher.

## Die Herren der Zeit

Robert und Gernot Dürr sind Turmuhrbauer

Samstagnachmittag, kurz vor Weihnachten. Eigentlich könnte Robert Dürr zu Hause sitzen, an einer Tasse Tee schlürfen und die Beine hochlegen, sich ein wenig erholen von der Woche. Immerhin ist er 71 Jahre alt und Rentner. Doch Dürr steht in der Werkstatt in Rothenburg ob der Tauber. Er schraubt, dreht und pinselt an einer mechanischen Turmuhr. Und zwischendurch schiebt er die Brille auf die Nase und streicht die Haare aus der Stirn.

Keiner zwingt Robert Dürr, zu arbeiten, er macht das gerne. Turmuhren sind sein Leben, seit er als junger Mann beim Mechaniker Holzöder in die Lehre ging. Und das, obwohl er eigentlich Bäcker werden wollte. Die Stelle, die ihm fest zugesagt war, bekam aber ein anderer. Dürr musste nehmen, was ihm angeboten wurde: Das war eine Lehrstelle beim Mechaniker. „Damals war es ein Schock für mich. In der Backstube war alles sauber und weiß, in der Werkstatt aber schmutzig und dunkel.“ Trotzdem hat Dürr die Entscheidung nie bereut. Im Gegenteil: 1959 übernahm er Holzöders Werkstatt für die Wartung und Reparatur von Turmuhren und herkömmlichen Läutwerken. Seit einigen Jahren ist der



Über massiven Zahnrädern zeigt ein kleines Zifferblatt die Zeit an.

ältere Sohn Gernot mit im Geschäft. Und der gründete inzwischen zusätzlich seine eigene Firma: „Fachfirma Dürr – Turmuhren, Glocken, Läutemaschinen, Zeiterfassung, Wartung“ steht auf seiner Karte. Manchmal hilft auch der jüngere Sohn Günter seinem Vater.

Mechanische Uhren macht Gernot Dürr nicht mehr. 200 Stunden Arbeit stecken in dem grauen Ungetüm, das sein Vater repariert hat. „Viel zu lange und viel zu teuer“, meint der Sohn. „So etwas lässt keiner mehr reparieren.“

Deshalb baut er neue, elektrische Uhrwerke ein – funkgesteuert von Frankfurt aus. Er installiert Läutemaschinen, die ein einziger Magnet bewegt. Und er setzt in Stand, was nicht mehr will, wie es soll, ob in Fabriken, Rathäusern und – vor allem – in Kirchtürmen. Robert Dürr lacht: „Ob katholisch oder evangelisch, wir machen alles.“

Alles. Das bedeutet auch: alles in Handarbeit. Ob Elektriker-, Fräser-, Lackierer-, Ma-



Rund 200 Stunden braucht Robert Dürr, um eine mechanische Turmuhr zu reparieren.

Fotos: Martina Schäfer